und von diesen Bewegungen der Arme schien es mir, es sei das feenhafte Winken der Fremde und Ferne, die sie hergeschickt hatte und deren erster Meilenstein, der Münsterturm von Konstanz, dort zu sehen war, wo der See an einem übersinnlich dünnen Band Erde endete.

Und nun ist die Geschichte schon aus. Denn, ohne noch einmal zurückzuschauen, ohne zögernd vielleicht einen Schlag der Flamme zu verspüren, die sie in mir angezündet hatte, glitt sie zurück in das Reich, aus dem sie gekommen. Drei Möwen gaben ihr das Ehrengeleit. Ich wartete Tag um Tag. Nie kam sie zurück. Nie habe ich sie wiedergesehen, die zwei Stunden vor dem Heiligen Abend, als das holdeste Weihnachtsgeschenk, das mir je widerfahren, an das Ufer unseres Dorfes gekommen war.

Doch nie auch hat für mich etwas, das in der Erscheinung körperlich war, eine solche Wendung ins Seelische genommen. So ist das Erlebnis, das kein Erlebnis war, das nur ein Zuwehen aus der dünnsten Luft von Seele und Sehnsucht war, in seiner Wesenlosigkeit ins Sinnbildhafte verschwebt. Mit dem Unaufgreifbarsten meines Wesens war ich an das Wesen eines andren Menschen gekreuzigt in meinem Dorf und meiner Vereinsamung allein zurückgeblieben . . . ein Märtyrer der Unerfüllbarkeit, denn die Gewähr, die diese Begegnung gab, lag oberhalb der Schicht des Greifbaren.

Wer war die Fremde? Was wurde aus ihr? Wird sie noch mit dem Säuseln ihrer Glieder Menschen verzaubern? . . . Ach, es sind 35 Jahre her!

Es ist nicht weit zur Herberge . . .

Erlebnis von Franz Mahlke

Es war um die ersten Kriegsweihnachten. Fritz von Uhde, der geniale Meister, begegnete mir in seiner Stadt. Das Glück wollte es, daß ich, ein Genesender, in der Isarresidenz war. Zwar hatte der Ritter Tod, an dessen Seite er einst als sächsischer Reiteroffizier 1870 sporenklirrend so verwegen über den Rhein setzte, die farbenbunte Palette und den lichtseligen Pinsel ihm vor einigen Jahren über Nacht genommen. Gleichviel: Ich begegnete dem Meister in der Neuen Pinakothek. Gottbegnadete sind nicht tot, wenn sie gestorben sind.

Ich saß weltvergessen im Polster gegenüber seinem Bilde „Schwerer Gang", oder, wie er es auch nennt: „Es ist nicht weit zur Herberge." Der Schneewind fegt durch die weiße Wüste, zerrt an dem dürftigen Gewande jener Frau, die eine Heilige war. Werdende Mütter sind immer Heilige. Starke Arme legen sich schützend um sie. Wie eine tröstende Musik fallen Worte in ihr Ohr, durchsingen ihr Herz: „Es ist nicht weit zur Herberge." Dunkel wächst an fremdem Wege die Hütte aus weißem Winterland, die so voll warmen Weihnachtsscheins werden sollte.

Ich schloß die Augen, und da sah ich ihn, den gottseligen Meister Uhde. Fritz von Uhde, deine adelige Kunst hat uns die deutsche Maria, die deutsche Weihnacht geschenkt. Als ich die Wimpern hob, stand neben mir gestrafft, die Hände wie zum Gebet um die Feldmütze gelegt, ein junger Offizier. Ich weiß nicht mehr, wie wir ins Gespräch kamen, weiß nur, daß seine Augen wie Kerzen leuchteten, und Uhde, der tote Meister, war bei uns.

„Sie lieben ihn, Kamerad?" fragte er mich.

„Weil er wie kaum einer Licht zu tragen weiß in jeden Winkel." — „Maltechnisch gesehen?"

„Nicht das allein, er ist der geborene Lichtkünder. Selbst das Gedankendunkel weiß er zu durchleuchten, zu durchwärmen. Ein Hymnus auf das Licht ist sein ganzes Schaffen. Sagt das nicht auch ‚Schwerer Gang'?"

Ich reichte ihm die Hand; ein kurzer herzlicher Druck war's. Schweigend schritten wir dem Ausgang zu. Fritz von Uhde hatte eine Weihnachtskerze in uns angezündet.

Die silberne Sternensaat tanzte um Giebel und Erker. Vom Turm am Marienplatz stieg ein Glockenlied. Jeder Ton war wie das Fittichwehen eines Weihnachtsengels. Die Freude huschte auf allen Straßen und in allen Gestalten an uns vorüber.

Mein Begleiter machte eine knappe Viertelwendung und legte kurz die Hand an die Mütze. Abschied!

„Darf ich Sie nicht bitten, den Heiligen Abend bei uns zu verleben?"

Er zog die Uhr: „6,50 Uhr geht der Transport; aber ich darf von mir hören lassen. Will's Gott, sehen wir uns vielleicht einmal wieder nach diesem ‚Schweren Gang'."

Ich gab ihm meine Karte. Ein Dank. Ein stummer Gruß. Dann verschluckte ihn das Gewühl der Straße. — —

Wir standen singend um den Christbaum. Die Stimmen der Schwestern schwebten über unsern Bässen. Nach dem Gesang löste sich einer der Kameraden aus dem Ring, trat vor den reichen Gabentisch, und seine Stimme ging dunkeltönig durch den lichten Raum: „Es ist nicht weit — zur Herberge —"

Eine Blutwelle schoß mir durchs Herz. Der Redner richtete sich hoch auf und fuhr fort: „Daß wir das deutscheste der Feste hier feiern, das ahnenalte Lichtfest der Sonnenwende, — wer wollte sagen, daß er es unter dem vorjährigen Christbaum entfernt geahnt hätte! Straßen laufen durchs Land, dunkel und windverweht, Straßen, ferne, fremde, mörserzerrissene, blutverwaschene. Wir gingen sie, wir gehen sie wieder, ein jeder die seine. Wohin sie führt? — Ist es nicht immer der gleiche Pol, um den alles Leben kreist: die Liebe? In einer Hütte wurde sie geboren, und war es nicht ein schwerer Weg: durch kalte Schneenächte bis zu jener Herberge, über der das Sternlein glänzte? — Sterne stehen funkelnd auch über den Trichterlöchern und segnen jene, die dort Herberge fanden, deren schwerer Weg ein Opfergang wurde."

Die Weihnachtskerzen im Festraum waren lange erloschen. In meiner stillen Stube stand ein winziger Baum in Flittergold zwischen duftendem Gebäck, zwischen kleinen Schachteln und Päckchen aller Art. Und ein kleines Bild war unter dem Tannenwunder. Zwei Kerzen standen daneben. Daheim, so weit — ach, gar so weit — saß eine und lauschte in die Nacht, lauschte auf die donnernden Züge und hegte den Glauben: vielleicht — vielleicht kommt er . . . und strich wohl über eine Sessellehne mit lieber Hand — — — und wagte die Christbaumlichter nicht anzuzünden, weil sie wartete, hoffte . . .

Wachen und Warten ist ein leidhaftes Geschenk. Die Kerzen vor dem Bilde zuckten auf. Ich hielt ein Tannenreislein in ihren flammenden Atem. In einer kleinen Wolke verknisterte es. In meine Fenster lugte das Sternenangesicht der Nacht.

*

Es war ein frostklingender Wintertag kurz nach dem Jahreswechsel, als eine Melodie vom Marienplatz mir nachging. Ich wandte mich vor dem breiten Portal des Hauptbahnhofs noch einmal abschiednehmend der schönen Stadt zu. Ein paar Flocken tanzten hernieder. Durch einen summenden Menschenknäuel gelangte ich zum Warteraum. Ich kauerte kaum in einer Ecke, da trat eine Schwester, meine Pflegerin, auf mich zu und gab mir einen Feldbrief. Ich las:

Ile d'Aix, den 4. 1. 15.

„Herr Kamerad, es war der letzte Tag des Jahres und sein letzter Tag. Im Unterstand Christbaumglanz. Ein Lied. Heimatseligkeit im Herzen. Wir stiegen auf — Schrapnellwölkchen, feindliche Vögel — wildes Geknatter, Motordefekt. Gleitflug-landung beim Feind. Der Freund saß entseelt. Halsschuß. Unter den hinterlassenen Aufschriften die Ihre mit der Bemerkung: ‚Es ist nicht weit zur Herberge. — N. Pin. Mehr.' — Ich weiß nicht, welche Bewandtnis es damit hat, weiß nur, daß eine Hoheit des Denkens seine Seele adelte. Das sprach sich rührend schlicht noch unter dem Christbaum aus, eine Stunde vor dem Sprung ins Dunkle, — für mich in die Unfreiheit. Er ruht unter einem Tannenbaum beim Hof l'Esperance. — Zehn Zeilen sind nur erlaubt.

Kameradschaftlichen Gruß! Ihr ergebener v. Heyden."

*

Wenn es weihnachtet, muß ich an jenen Heiligen Abend denken, an dem der geniale Meister des Lichts, Fritz von Uhde, wie ein Auferstandener zu uns trat und in der Stille der Neuen Pinakothek ein Deuter dunklen Ahnens wurde.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 100 — 24 Dezember 1938 — 12 Jahrgang



Copyright 1938 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

8. Fortsetzung

„Sein Bett!" rief die Dame. „Wo hat er denn das gelernt?! Zu Hause kann er nicht einmal ein Fenster schließen." Die erregte kleine Frau zerpflückte die Veilchen auf dem Muff. Sie flatterten wie blaue Fliegen auf den Teppich.

„Sie sind wohl mit im Komplott — nicht wahr? Sie wissen doch, weshalb er sich hier versteckt? Nein? Nun, aber ich weiß es. Ich!" Die Dame schlug mit dem Muff auf ihre weiße Atlasbluse. „Mit meinem Kinderfräulein geht er tanzen. Sie hat mir gekündigt. Sie ist fortgelaufen, hat alles stehen- und liegenlassen. Die wußte, warum sie mir so dreist kommen durfte. Wenn ich ihr etwas sagte, wurde ich angehaucht, nicht das Fräulein . . . Sieben Fräuleins habe ich gehabt in sechs Monaten! Stellen Sie sich vor. Jetzt habe ich keines. Und alles wegen dieser Tanzerei. Um vier Uhr ist sie heimgekommen. Als ich ihr meine Meinung sagte, wurde sie noch frech. Meine Mutter muß mit ihren siebzig Jahren noch Kindermuhme spielen! Sind das Zustände — wie?! Wir haben eine Wohnung von acht Zimmer, mit Wintergarten neun, und mein Mann nimmt sich ein Absteigequartier — bitte, was ist denn das hier anderes? Für mich ist es das, für Sie nicht, aber — für mich . . ."

Frau Kockerell riß die Tür auf. „Es ist Besuch gekommen."

„Ich gehe." Frau Kortez rückte ihre Sealkappe gerade und zog den Halbschleier über das Näschen. „Aber ich komme wieder!" Und sie rauschte, ohne jemand zu grüßen, an der sprachlosen Frau Kockerell und der eben angekommenen Carola vorbei.

*

„War das eine Mieterin?" fragte Carola, als sie sich in Editha großem, hellem Zimmer am Teetisch gegenüber saßen.

„Gott sei Dank nicht! Es war die Hälfte einer Ehe, die sich teilweise bei mir abspielt!"

Wie schön sie ist! dachte Carola. Und wie jung. Schlank und mädchenhaft schien sie in dem einfachen, knapp sitzenden schwarzen Wollkleid, mit der weißen Weste und den großen grauen Perlen — sie waren sicher nicht echt, aber sehr kleidsam. Das weiche dunkle Haar lag um ihre schöne Stirn ruhig und sanft, und ihre Bewegungen waren gelöst und weich. Sie weiß gar nicht, wie sie wirkt! dachte Carola. „Du solltest wieder in die Welt zurückkehren, Editha!" Carola nahm eine Zigarette aus dem Kasten. „Du kannst doch nicht dein Leben mit Zimmervermieten verbringen."

„Du hast es mir ja selbst geraten, damals!"

„Gewiß! Aber nicht so, daß man dich nie mehr sieht. Und wenn man zu dir kommt, gleich in ein Drama gerät. Du solltest ausgehen, einen Verkehr haben, der dich anregt, und Menschen sehen, nicht nur Mieter. Man gibt sich doch nicht auf, eine Frau wie du!"

„Ich gebe mich auch nicht auf", sagte Editha. „Aber deine Welt ist versunken für mich, ich sehne mich nicht mehr nach ihr zurück. Außerdem bin ich noch in Trauer."

Carola schaute zu dem Gemälde auf, mit der langen Florschleife, das über dem Sofa hing. „Und diese Trauerschleife um Detleys Bild — soll sie ewig bleiben?"

„Was hast du gegen sie?"

„Sie paßt nicht in dieses Zimmer. Und zu Detlev paßt sie schon gar nicht. Er war eine heitere Natur, und die Veilchen auf deinem Schreibtisch um dieses Bild sind, wie ich sehe, verwelkt. Es hilft nichts, Edi, du solltest nicht diesem Totenkult leben."

„Was hab' ich denn sonst?!" rief Editha erbittert.

Carola griff nach ihrer Hand: „Komm mal mit in den Klub. Es sind nette Frauen da, wir spielen Bridge."

„Schrecklich!" rief Editha. „Bridge! Mit Damen! Und gleich ein ganzer Klub! Weißt du, nach wem ich manchmal Heimweh hab', außer nach Detlev natürlich?!"

„Nun?"

„Nach Ottstein . . ."

„Ottstein?! Richtig, deshalb komm' ich ja her!" rief Carola. „Er lief mir gestern Unter den Linden in die Arme."

„Ottstein ist wieder hier?“ Edithas Augen leuchteten auf.

Sieh mal an! dachte Carola. „Er war auf der Durchreise hier, bei seinem Anwalt, wegen seines Gutes. Ich glaub', er kann es nicht mehr halten ...“

Editha wurde ganz blaß. Der Arme. Nun mußte er dasselbe durchmachen wie sie. Sein Haus, das Elternhaus hergeben an Fremde Und was dann? Er, der geborene Landwirt! Der hielt es doch in der Stadt nicht aus!

„Er war sehr niedergedrückt“, sagte Carola. „Er fragte gleich nach dir ...“

„Er hat nach mir gefragt?“

„Sein erstes Wort war: Wo ist Editha? — Aber da du mir ja verboten hast, jemand deine Wohnung zu nennen, hab' ich ihm gesagt, du hättest noch keine ...“

„Das war gut. Ich will auch niemand sehen.“

„Auch Ottstein nicht?“ fragte Carola lächelnd.

„Auch den nicht“, sagte Editha. „Es wird ein stilles Weihnachtsfest werden, dieses Jahr.“

„Weshalb? Willst du denn allein zu Hause bleiben?“

„Sicher!“

„Und an Silvester?“

„Dann geh' ich zur Kirche und nachher will ich Detlevs Schreibtisch aufräumen. Ich hab' mir das für den letzten Tag im Jahre aufgehoben. Einmal muß es ja sein.“

Carola schaute das schöne Männerbild an mit dem langen Trauerflor. Sie wollte etwas sagen. Sie sah bedenklich aus. — „Hoffentlich erlebst du keine Ueberraschungen“, meinte sie.

*

Am Weihnachtsabend regnete es, ein kalter, häßlicher Wind fegte eisig um das Haus, und die Menschen gingen unter ihren Schirmen zur Kirche.

Auch Editha hatte sich angezogen; aber als die Glocken anfingen zu läuten, hatte sie sich still in den Stuhl gesetzt, den Kopf in den Händen. Sie konnte noch keine Orgel hören, keinen Gesang froher Menschen, sie wußte, sie würde in Tränen ausbrechen beim ersten Orgelton. Sie saß in dem dunklen Zimmer am Fenster und schaute lange auf die dunkle, stille Straße hinaus, auf die der Regen strömte.

Ich hätte doch zu Carola gehen sollen! dachte Editha. Dort waren Kinder, ein Christbaum und Lichter brannten.

Frau Meyer-Scholten war im Skikostüm in den Harz gefahren. Sie feierte Weihnachten in Schierke. Herr Tschi hatte mit einer schwarzhaarigen Landsmännin das Haus verlassen, Frau Kockerell feierte den Abend bei ihrer zweiten, jungverheirateten Tochter. Fräulein König war von ihrem „Vetter“ abgeholt worden und Herr Kortez war in Rumänien.

Editha hatte der Portiersfrau fünf Mark gegeben und dem Briefträger Zigarren und eine Flasche Wein.

Sie hatte sich ein paar Bücher aus der Leihbibliothek geholt für die Festtage. Um zehn Uhr wurde die Wohnung kalt, wie immer um diese Zeit. So nahm sie ein Buch mit ins Bett und reiste nach Alaska zu den Pelzjägern. Es war eine kalte, weite, gefährliche Reise, und während sie in einem Schlitten saß, in einen weißen Fellmantel eingehüllt, verließen sie allmählich die dunklen Gedanken.

*

Am dritten Feiertag, gegen Abend, klingelte das Telephon. Eine weibliche, leidenschaftliche Stimme fragte: „Ist mein Mann zu Hause?“

„Nein, gnädige Frau ... !“

„Wieso nein? Er muß doch da sein!“

„Er ist aber nicht da“, sagte Editha.

„Das ist doch toll! Er sagte mir heute morgen, als er mit dem neuen Wagen fortfuhr, er müßte jetzt arbeiten. Man solle ihn nicht stören. Also, hat er gelogen ...“

„Vielleicht kommt er noch“, beruhigte sie Editha.

„Dann rufe ich noch einmal an, ich muß ihn sprechen. Die Sache ist sehr dringlich!“

Um drei Uhr war Frau Kortez wieder da. „Ist mein Mann jetzt da?“

„Noch immer nicht, gnädige Frau ... !“

„Sie scheinen das sehr ruhig zu nehmen, Frau Insthausen!“

„Ich sehe keinen Grund zur Beunruhigung.“

„Sie haben wohl noch nie von Autounfällen gehört?“

„Doch!“ sagte Editha. „Aber es braucht ja nicht ...“

„Nein, es braucht nicht, aber es kann ... ! Ich bin in einer furchtbaren Stimmung! Ich kann das am Telephon nicht alles sagen; aber wenn Sie wüßten, was für ein Weihnachtsfest ich erlebt habe!“

„Gnädige Frau, Sie sollten versuchen ... !“

„... ruhiger zu werden — nicht wahr?“ Man hörte ein Kind schreien. „Aber wie kann man das, bei diesen Zuständen?! Die Köchin ist mir am ersten Feiertag fortgelaufen, nachdem sie ihre Weihnachtsgeschenke eingesteckt hat, eine Aushilfe gibt's nicht, also muß ich kochen. Das famose Kinderfräulein ist verschwunden, meine alte Mutter pflegt die Kinder, sie haben Windpocken und Husten. Und diese Aufregungen mit einem Manne, der einem nie die Wahrheit sagt! Das bringt mich um. Das halte ich nicht mehr aus!“

In diesem Augenblick rasselte ein Schlüsselbund an der Haustür, Herr Kortez erschien.

Editha winkte ihn ans Telephon, aber er winkte heftig mit beiden Armen ab und verschwand in seinem Zimmer, das er verschloß.

„Also, gnädige Frau, ich verspreche Ihnen, anzurufen, sobald er kommt!“ Editha hing an und klopfte bei Herrn Kortez.

„Was ist denn schon wieder?“ rief er.

„Ihre Frau war eben am Telephon.“

„Hab' ich mir gedacht. Sagen Sie immer, ich sei nicht da.“

„Sie will Sie sprechen, es sei dringend!“

Herr Kortez öffnete die Tür einen Spalt breit und steckte seinen glatt gescheitelten schwarzen Kopf heraus. „Es ist immer alles sehr dringend bei meiner Frau“, sagte er. „Daran müssen Sie sich gewöhnen. Ich muß aber arbeiten und habe mir meine Arbeit mitgebracht. Ich bleibe zwei Tage hier und will Ruhe haben. Dann muß ich nach der Türkei. Es sind große Dinge im Gange, ich brauche meinen Kopf. Halten Sie mir alles ab, was kommt. Alles, sage ich ... Ich habe Ihnen auch etwas mitgebracht, draußen liegt es auf dem Lacktisch. Nur eine Kleinigkeit, ein Andenken an den schrecklichen Herrn mit dem Spitzbart. Nun muß ich an die Arbeit ... Das Souper um halb acht Uhr, wie immer ...“

Eine komische Art, einem Geschenke zu überreichen! dachte sie, als sie aus einer rumänischen Zeitung eine wunderbare helle, große Handtasche aus zartgrauem Chamäleonleder wickelte. Sie war so schön und elegant, daß sie sie sprachlos betrachtete. Dieselbe Tasche hatte sie neulich mit Carola im Schaufenster bewundert. Konnte Herr Kortez Gedanken lesen? Sie war glücklich über diese Tasche. Mein einziges Weihnachtsgeschenk! dachte sie.

Sie nahm aus dem Korbe, den ihr die gute Tante Jule von ihrem pommerschen Gut geschickt, das Beste, und machte ihm eine große, feine schwedische Platte zurecht, mit allen Leckerbissen, die sie hatte. Sie ist viel zu schade zum Essen! dachte sie. Sie schmückte das Tischchen mit grünen Tannenzweigen und roten und silbernen Bändern, und stellte es ihrem Zimmerherrn vor seine Tür.

Am anderen Morgen begegnete ihr Herr Kortez im Bademantel auf dem Wege nach dem Bad. Sie dankte ihm für die schöne Tasche. „Es war meine einzige Weihnachtsfreude ...“

„Das freut mich“, sagte er. „Es war eine Tasche, die mir meine Frau an den Kopf geworfen hat. Ich bin zu ehrlich, um Ihnen das vorzuenthalten. Da habe ich sie wütend eingepackt für Frau Editha.“

Sie mußte lachen. „Nun, ich werfe sie Ihnen nicht an den Kopf.“

„Oh?“ rief Herr Kortez. „Sie haben Ihrem Manne nie etwas an den Kopf geworfen?“

„Dazu hat er mir nie Grund gegeben“, sagte Editha.

Am Silvestermorgen packte Fräulein König ihre Sachen. Frau Kockerell hatte sich erboten, ihr dabei zu helfen. Packen war ihre Spezialität. Die Koffer standen mit aufgesperrtem Rachen um sie herum, und die Kockerell kniete auf dem Teppich und legte weißes Seidenpapier zwischen die feinen Kleider und die kostbaren Pelze.

Sie hatte Kaffee gekocht und gefüllten Kranz geholt, das Zimmer war warm, der Lautsprecher trug ihnen gedämpft aus Lissabon ein Geigenkonzert zu.

Aber Fräulein König war verstimmt ... Sie hatte sich mit ihrem Vetter „überschmissen“. Es war aus.

„Daraus muß man sich nichts machen“, sagte die Kockerell. „Solche Geschichten enden immer einmal. Ob das im Dezember oder im März passiert, ist egal. Ich würde an Ihrer Stelle heiraten.“

„Das möchte ich schon, wenn ich wüßte, wen?“ sagte die König. „Ich habe gar keine Beziehungen zur Gesellschaft. Ich hatte alles auf diese Karte gesetzt, nun sitze ich da.“

„Nun, Sie sitzen ja nicht schlecht“, sagte die Kockerell und goß den frischen Kaffee ein. „Mit dem Kapital und fünfjährigem Wohnkontrakt und der schönen Etage. Was wollen Sie eigentlich noch mehr?“

(Fortsetzung folgt)

Das Mädchen aus der Fremde

Erzählung von Norbert Jacques

Ach, es ist lange her. Man wohnte an dem friedfertigsten Ufer in einem kleinen Dorf, das sich mit seinen Fischerhäusern an das Seeufer lagerte und mit den Bauerngehöften den Hang hinankletterte. In einer Stunde Rudern war man auf der Reichenau, die sich als eine Schale Landschaft aufs Wasser stellte wie auf eine Tafel. Die Basaltkegel des Hegaus stiegen, von Gottes Fingern aus der Erde gezupft, hinter Radolfzell aus dem Land, und nachts schwamm dieses Städtchen in der Ferne mit den Lichterreihen seines Bahnhofs als ein erhelltes Schiff auf dem Wasser, und das Bild dieses einsamen Schiffes steigerte noch das Empfinden der Weltabgelegenheit des kleinen Dorfs.

Wohl mischten des Sommers die Fremden im Gasthof zum Schiff unten am See ein wenig Außenwelt hinein. Aber mit dem Winter zog ins Dorf und in alle Tiefen des Gemüts die Einsamkeit ungemengt ein und stärkte ihre Anwesenheit an der Vereinfachung aller Farben zu dem Weiß-Dunkel des Schnees und der Rebpfahlscharen und der entlaubten Bäume. Selbst der See, bisher aufs launenhafteste dem bunten Spiel mit dem Licht hingegeben, beruhigte sich zu einem überflorten silbergrauen Gleißen. In diesen Tagen ward dann gegen Osten, wo der See sich zum Rhein verengte, das Zeichen der Stadt Konstanz zu einer besonderen Lockung: der breitschultrige Münsterturm mit dem spitzen Köpfchen ... Ich sah ihn von einem meiner Fenster, und er stand immer da als der erste Meilenstein auf dem Weg in die Ferne ...

Gewöhnlich begann der See im Januar zuzufrieren. In den Buchten fing es an. Doch rasch wuchs das Eis, bis der Tag kam, an dem die Schulkinder es in Besitz nahmen. Es war ein Wagnis, und manchmal schossen drohende Kracher hindurch. Dann stoben die Kinder in einem ergötzten Schrecken aufschreiend zum Ufer zurück ...

Der junge Lehrer kommt eines Tages aus dem Oberdorf. Er hat die Schlittschuhe wichtig sichtbar überm Arm baumeln. Ohne sich lange zu besinnen, stößt er sich unten am See von dem Mäuerchen ab, auf das er sich hingesetzt hatte, um sie zu befestigen, und gleitet mit einer Schaustellung seiner Tollkühnheit vor dem ganzen Dorf auf den Rand des Eises zu. Dieses ist jetzt schon so weit vom Ufer, daß die Steine, die die Kinder mit den Spitzen ihrer Schlittschuhe am Ufer losschlagen und über das Eis hüpfen, in den Männern die Kunst und die Lust erwecken. Und nun geht es nicht mehr lange, bis zum nächsten Sonntag nur, dann ist das halbe Dorf auf dem See. Denn hier haben sich auch in den Männern die Kunst und die Lust erhalten, Schlittschuh zu laufen, und die Decke des Eises schließt sich bereits zwischen der Reichenau und dem Ufer. Doch weiß man, daß in der Mitte ein Kanal nie recht fest wird ... dort, wo der Rhein, unsichtbar fürs Auge, den See durchströmt.

Der Schiffswirt hat eine Bank ans Ufer gestellt, daß man absitzen kann, um sich die Schlittschuhe anzuschnallen, und es entwickelt sich bald ein kleines Volksfest. Es erreicht seinen Höhepunkt, als nach dem Mittagsschläfchen, gegen drei Uhr, der Weinhändler erscheint, der wohlhabendste, aber auch fast der älteste Mann, der Patriarch des Dorfes. Der große Greis läßt sich auf die Bank nieder, und der Schiffswirt selber macht ihm die Schlittschuhe fest. Es sind keine neumodischen, sondern holländische. Eine messerschmale, lange Messingkufe ist in den winzigen Schlitten einer Holzsohle eingelassen und läuft vorn in eine Schnecke hoch. Sie müssen um und um an die Stiefel gebunden werden. Der Wirt hilft dem Weinhändler hoch, und dann strebt der alte Herr los. Er hat eine dicke Beule an der Stirn, als sei er schon gefallen. Doch die Beule kommt vom Alter. Er ist 78 Jahre alt. In etwas hoppeligen Stößen schiebt er sich dahin, und wo er erscheint, gibt es einen kurzen, merklichen Stillstand in dem schleifenden, jagenden und rufenden Durcheinander. Man schaut ihm nach und sagt, bewundernd, doch ein wenig bänglich: Der Herr Weinhändler ... wie ein Junger!

In dem Jahr, von dem ich erzählen will, war der See aber schon fünf Tage vor Weihnachten fast zugefroren, was eine Seltenheit ist, und also ein Anreiz mehr, verstärkt durch die Stimmung, die die Nähe der Festtage in die Zeit vorauswarf. Von meinem Fenster sah ich ostwärts das ganze Ufer hinab, bis nach Konstanz, wie an jedem Dorf eine dunkle Traube von Menschen auf dem weißen Eis hing, und jeden Tag ging es bis in die Dämmerung hinein. Auch ich war viel unten, lief oder sah zu. Möwen schwangen ihre blitzenden Flüge über dem Trubel.

Aber wie ich es einmal versucht hatte, mit dem Lehrer zusammen zur Reichenau hinüberzugleiten, und wir zurückkamen, ohne den Angriff auf die gefährliche Rinne gewagt zu haben, sah ich schon von fern etwas, das mich sogleich mit der Empfindung anfiel, es sei etwas aus der Fremde. Es lief auch auf dem Eis, es war keine der Möwen, es hielt an der Erde. Aber es schwebte, auch wenn es sich nicht vom Spiegel des Eises abhob ...

Es kam aus der Richtung von Konstanz her, durch den Leerraum, der zwischen den Schlittschuhläufern unseres und denen des Nachbardorfs auf dem See lag. Es kam klein und ganz allein, wie eine dunkle Flocke dahergeweht. Als es sich deutlicher ausnahm, war es als ein junges blondes fremdes Mädchen zu erkennen, das ein taubenblaues Wollkleid mit weißem Pelzbesatz am Hals und den Aermeln trug. In geraden weiten Sätzen kam die Fremde heran und war plötzlich in das Gewühl am Ufer unseres Dorfes gemischt. In dem ungefügen Durcheinander der dörflichen Uebungen entfaltete sich nun ihr Eislaufen als ein lieblich zartes Wunder. Der Wind des Dorfes trieb mit den blonden Haaren verliebte Zärtlichkeiten, während ihre Beine wie segelnde Schwalben sie in Mäandern, Kurven, Akkoladen, körperlos scheinbar, durch die Horde der dörflichen Eisläufer trugen, die um das Mädchen als ein bäuerlicher Spuk den Eisspiegel bearbeiteten und denen das aus der Fremde zugewanderte Wunder unsichtbar zu bleiben schien. Ihr Laufen ward zu einem jauchzenden Säuseln ihrer Glieder, und die Schicht einer Magie, die zwischen ihren Sohlen und der Eisfläche lag, wandelte ihre Bewegungen zu einer seligen Musik.

Ich, von dem Bewußtsein meines Schwergewichts gelähmt, wie ein verirrter Ball in einem fremden Netz aufgefangen, wagte nicht mehr zu laufen. Ich hielt mich an der Bank, die der Schiffswirt hingestellt hatte, und tat das mit der zagen Erwartung, die Fremde sähe diese Bank auch für sich hingestellt, und es müßte der Augenblick kommen, in dem ihr Laufen an ihr und an der Seite der verliebten Hoffnung münde, in die ich Hals über Kopf hineingehext worden war.

Nun glitt sie aus der Masse hinaus ins freie Eisfeld, und hinter ihrem Lauf blieben die Schlingenwürfe eines enträtselten Lassos in die Luft und die Phantasie gezeichnet. Ihre Arme zeigten einen Takt zu der Musik ihrer Glieder.